

Neue Schweizer Prosa

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **22 (1918)**

PDF erstellt am: **02.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Neue Schweizer Prosa III.

Wenn wir Ernst Zahns in letzter Nummer besprochene Novelle „Das zweite Leben“ als Ausdruck einer echt humanen Stimmung willkommen heißen und im Helden den Idealtypus eines entlassenen Sträflings erkennen zu müssen glaubten, „wie die bittre Erde sie nicht trägt“, so faßt die Titelnovelle des Buches von Charlot Straßer „Wer hilft?“*) das Problem des Verbrechers psychologisch so tief und eigenartig an, daß wir diesem Werk in seiner ethischen Tragweite eine ganz besondere Bedeutung zuschreiben dürfen, mag auch dem Durchschnittsleser Zahn sicherlich näher liegen und leichter zugänglich sein als Straßer. Wir haben bei diesem Arzt und Schriftsteller eine Einstellung zu den sittlichen Fragen des Lebens vor uns, die uns auch dann an Dostojewskys Weltanschauung erinnerte, wenn dieser grandiose Russe nicht in dem Werke genannt würde; die Auffassung von der Gesamtschuld der Gesellschaft am Verbrecher, von der Verantwortung, die jeder von uns daran trägt, daß es Verbrecher gibt, daß diese entstehen können, daß noch immer Menschen vorkommen, die nicht zum festen Willen zum Guten erzogen werden, eine Gesellschaft, die nicht werktätig an dieser Erziehung und Selbsterziehung aller mitarbeiten kann und mag, weil die Verelendung und die Verhinderung der Menschlichkeit vielen unserer Menschenbrüder den Weg zum Abgrund weisen durch Umstände, an denen ein jeder von uns die Mitschuld trägt — diese Auffassung gibt der ersten Novelle ihr ganz besonderes und tief ergreifendes Gepräge. Hier spricht einer, der aus einem uralten schweren Problem neue, das Dunkel durchleuchtende, uns erschütternde Einsichten vermittelnde Funken schlägt, einer, der keine volkstümlichen Sentimentalitäten zu einem novelistischen Salat gibt, sondern wirklich in die Tiefe geht und den haltlos gewordenen Menschen, den in eine falsche Entwicklungsbahn gedrängten Psychopathen, den wir als Verbrecher verabscheuen, in all seiner Not und Drangsal und Ausgestoßenheit aus der menschlichen Gesellschaft lebendig gestaltet, daß wir uns der zwingenden Überzeugungskraft seiner Darstellung willig und zerknirscht beugen und sie anerkennen müssen. Es ist so; hier wird eine schwärende Wunde aufgedeckt, die nur dann heilt, wenn wir selber zur bessern Einsicht kommen, wenn wirkliche Menschlichkeit das epitheton ornans jedes einzelnen und somit der ganzen Menschheit wird... Ich kann und darf nicht verschweigen, daß mir diese Novelle zwar als Kunstwerk keineswegs unbedingt gefallen hat

und daß ich das Gefühl habe, hier sei weniger der Dichter als der Psychiater und Psychologe am Werk gewesen und der schöpferische Gestalter wohl, aber erst in zweiter Linie, zu erkennen und anzuerkennen. Soll man jedoch deshalb ein Werk, das in der Form der Novelle einen Ausschnitt aus der Weltanschauung einer für unsere heutige Geistigkeit typischen Persönlichkeit lebensvoll darstellt, plastisch und mit so schrillen Naturalismus, daß es sogar die ungefüge, abgerissene Sprache des fingierten Verfassers, dem höheres, feineres Gefühl für das Kunstmittel abgeht, nachbildet, die Bedeutung absprechen, die es als sozialpsychologische Manifestation unbedingt besitzt? Ist unser „Recht“ nicht tatsächlich Rache, ist diese Rache gegen den Fehlbaren imstande, etwas wirklich gutzumachen? Ist nicht jeder „von uns einzelnen“ ein „einziger“ und somit der Satz berechtigt: „Wie wenig maßregelt ein und dasselbe Gefangensein die vielfältigen Fehlbaren!“ Aus den drei Sträflingsleben, die ein Vorbestrafter von sich und zwei andern erzählt, geht Straßers individual-psychologische Weltüberzeugung klar hervor. Das Postulat ist: Liebe; sie gibt dem Verirrten den Glauben an sich selbst, an ein Ziel zurück und damit den verlorenen oder nie gewonnenen sittlichen Halt, das soziale Gefühl, die Kraft, das Ziel zu „prägen“, statt: es zu „erleiden“. Also ein Erziehungsproblem ist es, das hier individuell von einem geistig bedeutsamen Erzähler gelöst wird. Da und dort mag die Lösung befremden; interessieren wird sie überall, wo man ernsten Fragen der Zeit mit Ernst nahezutreten gewohnt ist.

In der zweiten Erzählung, „Diogenes in der Dachstube“, der Geschichte eines Sonderlings, lesen wir: „Charakterbereitschaften sind nie angeboren, nie ererbt, hingegen abgelernt, ausgewählt, ausprobiert, angewöhnt, sind bequeme, gefügige Diener der uns erfüllenden, beherrschenden Vorstellungen.“ Das ist die Anschauung des Psychologen Charlot Straßer — und wie sich dieser „Diogenes“ Alwin Fohrer zum Verneiner des Lebens entwickelt hat, ist so verständnisvoll mitfühlend dargestellt, daß wir auch dieses Werk in die Kategorie der psychologisch wertvollen und besonders in der geistigen Einstellung zum Problem bedeutsamen und neuartigen Dokumente unserer Literatur einreihen müssen, mag auch immerhin da und dort ein Zug uns als zu drastisch, mehr als Karikatur denn als der Wirklichkeit abgelauscht, erscheinen und der Dichter hinter dem Psychologen zurücktreten. Solche Bücher tragen ihre Berechtigung in sich selbst; sie werfen Fragen auf und beantworten sie von einem festen Standpunkte aus, indem sie dank der gestaltenden Kraft ihres

*) „Wer hilft?“ Zwei soziale Novellen. Frauenfeld und Leipzig, Guber & Co., 1918.

Verfassers uns lebendige Menschen als Beispiele vor die Augen stellen. Sie zeugen von dem Neuen, das unsere Zeit bewegt, atmen Entdeckerfreude und vor allem Liebe, echte Menschlichkeit, Hilfsbereitschaft da, wo sie am nötigsten wären und wo man sie bisher so oft falsch oder gar nicht betätigt hat und sich dadurch die Mitverantwortung am allgemeinen Elend auflud. Ist Strahers Kunst keine Kunst für den Familientisch, so ist sie für den denkenden und mitfühlenden Menschen, den soziale Probleme nicht gleichgültig lassen, umso wertvoller. Ihnen sei dieses Buch warm empfohlen!

Seltsamer erscheint mir der literarische Erstling von Herbert Moos, „Der Bürger“^{*)}. Ich zweifle nicht, daß viele Leser die Titelnovelle nicht eben kurzweilig finden werden. An sich ist sie es auch nicht; der Dichter überläßt es dem Genießenden, aus der Ereignislosigkeit eines Philisterlebens das Interessante selber herauszufinden; er stellt lediglich die graue Alltäglichkeit eines solchen Scheinlebens dar; aber er stellt sie dar nicht als Satiriker, der kurzweiliger, amüsanter wirkte und den lieben Philister, der die Novelle läse, vergessen ließe, daß hier seine eigene Karikatur — oder Photographie? — vorliege. Herbert Moos spottet nicht; er begreift, fühlt mit, sieht die folgerichtige Notwendigkeit der Existenz solcher „toten Seelen unbewußt Lebender“. O, wer sie kennt, diese vielen, die alles, was sie erleben, so furchtbar wichtig nehmen und von ihrer Wichtigkeit keine Ahnung haben, denen ihr Dasein zerrinnt — der wird sich sagen, dieser Moos könne erzählen, er habe den feinen psychologischen Instinkt eines Prosapeiters und wisse zu gestalten, mag auch dem und jenem die Frage auftauchen, ob es sich lohne, soviel Können an eine derartige Null wie diesen Häfeli zu verschwenden. Ich kann mir nicht recht vorstellen, daß diese Menschengattung, soviel Tragik auch in ihrem für nichts gelebten Leben liegt, im Kunstwerk die „Heldenrolle“ spielen soll... Aber daß Moos die Gabe eindringlicher Gestaltung von Menschenschicksalen besitzt, darüber weist er sich in dieser ersten Novelle des Bändchens sicherlich aus, so nüchtern, fast sachlich, er den Lebenslauf und das Sterben eines der Allzuvielen hinstrichelt, der „nicht einmal daran gedacht hat, seine Tochter zu verheiraten“. Eine andere Nummer ist „Der Narr“, die zweite Erzählung des Buches. Als Darstellung eines pathologischen Zustands verdient diese Novelle alle Anerkennung; der Erotomane, der sich am Schluß aufhängt, ist sicherlich lebensecht gezeichnet. Die Satire auf die Gesellschaft entbehrt nicht der Schlagkraft; aber der Leser wird sich nicht ohne Mühe durch diese nervenerregende Krankengeschichte durchkäm-

pfen und zwischen Spannung und Ekel hin- und herschwanke, die Erzählung zu Ende lesen und erleichtert aufatmen, da dieser Narr seinem verfehlten, an einer grotesken Leidenschaft, die er auf Irrwegen befriedigte, gescheiterten Leben ein Ende setzt. Immerhin — Moos verrät auch in dieser grausigen Geschichte ein starkes Talent in der minutiösen Seelenmalerei, das uns berechtigt, diesen jungen Erzähler im Auge zu behalten und das vorliegende Buch allen denen zur Lektüre zu empfehlen, die sich für die Probleme interessieren, die hier zur Darstellung kommen. Für die von E. Brexler und G. François beigezeichneten Zeichnungen fehlt mir das nötige Verständnis; im übrigen ist die Ausstattung dieses wie des vorgenannten von G. Rabinowitsch ausgezeichnet geschmückten Buches sehr gut.

In altväterischen Bahnen bewegt sich Betty Wettstein-Schmid in ihrem in Zürcher Handelskreisen sich bewegenden Roman „Die Kollegen im Lichtenhof“^{*)}. Es ist eine gute, die Lokalfarbe diskret andeutende, von gesundem Wirklichkeitsinn zeugende Erzählung, die so recht für den Familientisch bestimmt ist, eine angenehme Lektüre bildet, fesselt, spannt und durch ihren glücklichen Ausgang befriedigt, ohne trivial zu wirken. Die Verfasserin kann erzählen; sie tut es behaglich und schlicht in nicht allzu individuell gefärbter Sprache, und der Charakter der Heldin, einer jungen Korrespondentin und Stenographin in einem großen Handelshause Zürichs, ist einheitlich und lebendig durchgeführt. Wie sie durch ihre sittliche Bornehmheit einen jungen Franzosen, der nach ihr begehrt, zum Freunde gewinnt und einem Landsmann schließlich die Hand reicht, nachdem sich die Neigung der beiden zueinander langsam und fast unbemerkt entwickelt hat, ist mit feiner Psychologie dargestellt. Es gibt da keine verwickelten Probleme; aber die schlichte Erzählung kommt von Herzen und geht zu Herzen, und das ist zweifellos ein schöner Erfolg. Sie und da freilich scheint mir der Dialog etwas papieren zu sein, etwas an den Feuilletonroman zu erinnern — überhaupt wird im Ueber-schwang der Gefühle gar viel geredet. Und doch darf das Buch, dieser gesunde, von reiner Ethik getragene Roman, als Weihnachtsgabe aufrichtig empfohlen werden.

Eine andere Zürcherin, die selten an die Öffentlichkeit getreten und, der Grenzen ihrer Kunst wohlbewußt, sich bescheiden im Hintergrund hielt, war die treffliche, allzu früh dahingegangene Thessa von Muralt-Urich. Im XIX. Jahrgang dieser Zeitschrift (1915) hat sie die in Tagen schwerer Krankheit entstandene Dichtung „Philoktet“ veröffentlicht, im Frauenkalender 1916 die kurze Geschichte „Ruhns

^{*)} Frauenfeld und Leipzig, Huber & Co., 1913.

^{*)} Zürich, Drell Füßli, 1918.

Jakob", die „Neue Zürcher Zeitung“ brachte am 12. November 1911 ein prächtiges Feuilleton über „Bäbe Schultheß“, Goethes Freundin, aus ihrer Feder — sonst erinnere ich mich nicht, ihr begegnet zu sein; aber daß mir diese drei Arbeiten im Gedächtnis geblieben, ist für mich ein Zeichen, daß sie Dokumente einer Persönlichkeit waren. Mit aufrichtiger Freude traf ich die zwei letztgenannten in der als Privatdruck für Verwandte und Freunde der am 11. März 1917 nach langer Leidenszeit verstorbenen edeln Frau herausgegebenen Sammlung „Gedichte und Novellen“, die ihr Gatte nach der Auswahl von Dr. F. D. Pestalozzi und Pfarrer Th. Goldschmid herausgegeben und wozu Anna Luise Ulrich eine schöne biographische Einleitung verfaßt hat. Gewiß, sie hat recht, wenn sie von ihrer Schwester schreibt: „Thella war keine geborene Dichterin“; aber dieses Buch ist trotzdem nicht bloß ein pietätvolles Andenken und als solches zu werten; denn es vermittelt uns die Bekanntschaft mit einer schon von Geburt innerlich edeln und feinempfindenden, durch ein vierzehnjähriges Leiden geläuterten Frauenpersönlichkeit, und was den Arbeiten vielleicht an dichterischer Ursprünglichkeit abgeht, ersetzt der Gehalt an ethischen und erzieherischen Werten, an verstehender Güte des Herzens und Weisheit des Empfindens, echter, tiefer Religiosität und Aufrichtigkeit des Charakters, sodaß man fast wünschen möchte, das schöne Buch wäre in irgend einem Verlag erschienen und auf dem Weihnachtsmarkt käuflich.

Denn schließlich gibt es unausgeglichene Bücher, deren literarischer Wert — als Ganzes genommen — problematischer ist und die man dennoch ohne Bedenken zur Anschaffung empfehlen darf. Da fällt mir z. B. die „Dichtergabe zugunsten notleidender Schweizerkinder“*) in die Hand, und im Begleitschreiben lese ich die Bemerkung: „Wir wissen wohl, daß man an das Buch keinen allzu großen Maßstab legen darf.“ Und doch ist diese captatio benevolentiae und der gute Zweck, den das Komitee mit der Herausgabe des Sammelbandes verfolgt, nicht der einzige Grund, der seine Anschaffung rechtfertigt. Gewiß: hier hat keine strenge Hand gewaltet in der Auswahl der Beiträge; was mildtätige Dichter und solche, die sich dafür halten, auf die Einladung des Komitees gestiftet haben, wurde aufgenommen und in der alphabetischen Reihenfolge der Verfasseramen publiziert, sodaß blutigster Dilettantismus neben echter Dichtung, kleine Nichtigkeit neben wirklicher Bedeutsamkeit steht und ein kunterbunter, ungepflegter Garten ent-

stand, Blumen, Gemüse und Unkraut wirr durcheinander. Aber es gibt eben auch sehr gute Sachen darunter, klangvolle Namen aus der Schweizer Literatur sind würdig darin vertreten, und da und dort begegnet man einem weniger bekannten, und muß doch sagen, sein Beitrag verdiene Beachtung. So erlebt man hin und wieder eine kleine Entdeckerfreude, lächelt wohl andernorts über die naive oder geschmacklose Entgleisung eines Poeten, dessen Wille besser war als das Können; denn man weiß: als Ganzes will die Sammlung kein Kunstwerk sein, sondern — ein Abbild des Lebens, wo Wert und Unwert auch friedlich nebeneinander wohnen und es dem Erkenntnisvermögen und Instinkt jedes einzelnen überlassen, voneinander unterschieden zu werden. Das ist manchmal eine ganz kurzweilige Arbeit und lehrreich genug, daß man sich ihr unterzieht. Kommt noch der gute Zweck hinzu, dem jeder Käufer ein Scherflein beisteuert ... Also: die „Dichtergabe“ sei warm empfohlen!

Die Glarnerin Nelly Bergmann stellt sich in dem Bändchen „Einsame Häuser“*) als Verfasserin zweier Volkserzählungen vor, einer gelungenen und einer mißlungenen. Jene trägt den Titel „Rahel Dornacher“ und macht uns mit einem Frauenschicksal bekannt, das tragisch endet, weil trübe Jugend und schwere, auf ungesunder Grundlage ruhende Verhältnisse in der Ehe und im Verkehr mit der Umwelt in der Trägerin der Hauptrolle eine falsche Einstellung zum Leben und zu den Mitmenschen zur Folge haben. Vielleicht könnte man sich fragen, ob diese Rahel wirklich mit innerer Notwendigkeit zu der Verzweiflungstat gelangen mußte ... Aber zweifellos sind die Gestalten Rahels, Dornachers, des Nachbarn lebenswahr und anschaulich gezeichnet, die Sprache schlicht und volkstümlich, und der sittliche Gehalt der Erzählung ist gut und kerngesund. „Eine Wismann“ lautet die Überschrift der zweiten, längeren Geschichte, die ebenfalls recht gute Stellen aufweist, als Ganzes aber und vor allem als Volkserzählung verfehlt ist, hauptsächlich darin, daß die Ereignisse nicht eine fortlaufende Kette innerer und äußerer Notwendigkeiten darstellen, sondern durch Zufälligkeiten bedingt sind. Diese sucht die Verfasserin — bewußt oder unbewußt — zu maskieren, indem sie den Volksaberglauben zu Hilfe nimmt und dadurch, daß die Ereignisse diesen keineswegs etwa ad absurdum führen, sondern bestätigen, das Volk in seinem Irrwahn bestärkt. Das heißt aber mit einem durchaus unkünstlerischen deus ex machina das Gegenteil einer erzieherischen oder aufklärenden Wirkung erzielen. In der ersten Erzählung hat Nelly Bergmann entschiedene Begabung an

*) Herausgegeben vom Komitee für Unterbringung notleidender und erholungsbedürftiger Schweizerkinder. Basel, Helbing & Lichtenhahn, 1918.

*) Weinfelden und Belpzig, Schweizer Heimatkunst-Verlag, 1918.

den Tag gelegt, ein realistisch gesehenes Gemälde aus dem Volksleben, das sie zu kennen scheint, zu entwerfen; wenn sie sich in Zukunft von den Fehlgriffen fernhält, die sie in der zweiten leider beging, so darf man von ihrem bescheidenen Talent noch manches Gute erwarten.

Kraftvoller und bodenständiger allerdings muten uns Jakob Bührers kurze volkstümliche Geschichten in dem Bändchen „Toni, der Schwämmeler“*) an. Hier hat man den Eindruck, daß alles dem Leben nachgebildet sei, und ich hätte diese Geschichten mit noch reinerer Freude auch an der kräftigen Sprache gelesen, wenn der Verfasser es übers Herz brächte, Wendungen zu vermeiden: „Ihr wart bei der Eisenbahn,“ lehrte sich Marie ... zurück.“ Ich weiß wohl, er steht mit dieser aus dem nördlichen Deutschland der achtziger Jahre stammenden Sprachschönodrigkeit nicht allein da; in Anbetracht der Vortrefflichkeit einiger dieser Erzählungen ist sie auch nicht so furchtbar wichtig, daß man ein Staatsverbrechen daraus machen darf. Aber die Bitte richtet sich an alle Schweizer Autoren: Schreibt nicht: „Ach, wie schön!“ setzte sie sich in die Brennesseln,“ was ja schließlich auch einmal passieren könnte, wenn sich derlei einbürgerte, wovor uns der gute Geist der deutschen Sprache behüten möge. Doch, wie gesagt, dieser Schönheitsfehler stört die Freude an Bührers Erzählungen nicht wesentlich. Da ist z. B. die Novelle „Der Anarchist“, die sich — die dritte, die ich in den Büchern dieses Jahres antreffe — mit dem Sträflingsproblem befaßt und von einem wackern Meister erzählt, der den richtigen Weg findet, dem aus dem Gefängnis entlassenen Räuchli zu helfen. Nun scheint mir freilich Räuchlis Auftreten nach der Entlassung im Wirtschaftsgarten etwas zu dick aufgetragen zu sein. Bührer liebt das zuweilen — nicht immer zum Vorteil seiner Kunst — und der in dem Eiskübel voll Champagner die Hände waschende Sträfling ist eine Karikatur, keine Gestalt, der wir unbedingten Glauben schenken. Umso erfreulicher ist aber die Szene mit dem „Sonntäglichen“, dem Schlossermeister Wohlwend, und ganz vortrefflich die Zeit, da er bei diesem Gesell ist und seine anarchistischen Ideen aufgibt, ganz langsam an die Menschen zu glauben anfängt und seinen Gefährten aus dem Zuchthaus, den Obwald Kern, dem Meister Wohlwend empfiehlt, weil der einen Mann dieses Schlages nötig habe. Gewiß, Bührer dringt nicht so tief in die Psychologie des Verbrechens wie Straker; aber er hält sich in gesundem Wirklichkeitsinn auch fern von einer überlebenswahren Idealisierung des entlassenen Sträflings, und obwohl es bloß eine kurze Skizze ist,

der ich hier etwas viel Raum gewidmet habe, so ist „Der Anarchist“ doch eine echte, gute Erzählung für weiteste Kreise, die noch immer nicht begreifen können, was für ein eminent wichtiges Problem die werktätige Hilfe in solchen Fällen, wie dem Fall Räuchli, ist. Bührer hat auch sonst famose Charakterköpfe in diesem Büchlein gezeichnet, so etwa diesen ehemaligen Eisenbahner Toni, der dem Bändchen den Namen gibt, oder den Gabriel Menzikofer in der kurzen Weihnachtsfäzze, und überall treten uns soziale Fragen und Konflikte entgegen, die den Charakter und das Glück oder Unglück der Menschen bestimmen. Kurz, die kleine Sammlung Bührerscher Skizzen verdient ernste, nachdenkliche Leser.

In derselben Bibliothek*) ist ferner eine Sammlung nachgelassener Prosaarbeiten Joseph Victor Widmanns erschienen: „Der Gorilla“. Im allgemeinen leichtere Säckelchen, aber so ganz in Widmanns Art, daß wir sie gerne willkommen heißen. Von besonderem Reiz ist eine außerordentlich hübsch erzählte Erinnerung Widmanns aus seiner Heidelberger Studentenzeit: „Die Pistolenprobe“. Diese hat nämlich ein Badenser Pfarrerherr, der in den siebziger Jahren gestorben ist und Seelenhirt von Ziegelhausen war, selber erlebt und — erzählt. Und Widmann gibt dieses Erlebnis so köstlich wieder, daß uns trotz der auffallenden Ähnlichkeit mit dem lustigen „Schuß von der Kanzel“ in C. F. Meyers Novelle diese Urfassung des Hauptmotivs überaus fesselt. Alle Widmannsfreunde seien auf das hübsche Nachlaßbändchen aufmerksam gemacht. Schade, daß der Dichter des Buches „Der Heilige und die Tiere“ nicht mehr lebt! Denn ich wäre begierig, seine Rezension von Francis Kervins wunderschönem Werklein „Aus meinem Tierbuch“**) zu lesen. Widmann, der Freund der Kreatur, der seiner Liebe zu den Tieren so oft Ausdruck verlieh, müßte warme Freude empfinden, diese meisterhaft geschriebenen Skizzen aus dem Leben gefangener Vögel und Vierfüßler seinen Lesern empfehlen zu dürfen. Wieviel liebevolle Beobachtung, welcher Humor liegt in den kurzen Erzählungen Kervins! Wie kunstvoll weiß er die Sprache zu behandeln! Ich habe selten ein Buch über die Tierwelt, ihre Lebensart und ihr Verhältnis zu den Menschen in der Hand gehabt, das ich mit solchem Vergnügen genoß wie dieses, das von Eulen, Dohlen, Eichhörnchen, einem Igel und andern Tieren in wahrhaft kunstvollendeter Weise erzählt. Allen Freunden der Tierwelt sei diese Sammlung künstlerisch abgerundeter Prosastücke wärmstens empfohlen!

*) „Die stille Stunde“, Bd. 7. Zürich, Drell Füßli, 1918.

*) „Stille Stunde“, Bd. 6. Zürich, Drell Füßli, 1918.

**) Bern, H. Francke, 1918.

Ich erinnere mich, eine kulturhistorische Novelle aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges aus der Feder des verstorbenen Athenstedter Pastors Max Mühlh, der sich als Schriftsteller Erik Anders nannte, gelesen zu haben. Es ist lange her, aber sie prägte sich dank dem herbfriischen Humor, der Neigung zum volkstümlich Jodlischen, zur leicht karifizierenden Darstellung wunderlicher Käuze, die er, plastisch und scharf geschaut, zu entwerfen wußte, tief ins Gedächtnis des Lesers ein, die Geschichte „Gretulas Heirat“. An sie mußte ich denken, als ich das köstliche Buch „Das Bau von Schnitzlison“*) des Pfarrers Rudolf Schwarz genoss, und so verschieden die zwei Schriftstellernden Amtsbrüder in ihrer Wesensart sonst sein mögen, ein verwandter Zug stellt sie nebeneinander und verleiht dem Schweizer die Gabe des echten Volkschriftstellers von der Art, die den Verfasser der „Skizzen aus dem deutschen Volksleben“ ausgezeichnet hat, der rein Menschliches im Lichte versöhnenden Humors darzustellen verstand, gleichgültig, welcher Zeitepoche er es entnahm. Wenn einer Zeit Weltens heißt, wie der sächsische Schneider, der in Zürich seine Stelle um das Ende des achtzehnten Jahrhunderts herum verließ und aufs Land zog, um irgendwo Schulmeister zu werden, so muß er wissen, daß im Alphabet neben dem F und dem U ein Bau vorkommt. Das haben aber damals die Bürger des zürcherischen Dörfleins Schnitzlison, allwo das Schneiderlein dem eben verstorbenen Berufskollegen und Schnapsbruder nachfolgte, noch nicht gewußt; denn in der uralten, schadhafte Bibel, wo die Kinder das Lesen lernten, seit es dort einen Schulmeister gab, kam keines vor, weil überall ein U stand. Und die braven Leute wollten sich nicht gefallen lassen, daß man das biblische Alphabet um einen Buchstaben bereicherte; das war in ihren Augen Gotteslästerung von dem „fremden Fökel“, der sich zudem noch mit einer jungen Schnitzlisonerin zu verloben erdreistete. Unsäglich ist, was dieses böse Bau Weit Weltens für eine Verwirrung anstiftet, bis der junge Landvogt Pfenninger mitsamt seinem Vater Ratsherr aus Zürich und dem Schwiegervater Antistes zum Gerichtstag kommen und den entstandenen Streit schlichten muß. Die allzu Schlagfertigen, von denen der Schneidermagister mißhandelt und ein unschuldiges Kind halb lahm geschlagen worden, werden zur Rechenschaft gezogen, und das Ergebnis ist ein Lehreraustausch, wonach der wackere Weit in das fortschrittlichere Spritzlison kommt, wo es ein Bau, ein Ab-Büchlein und sogar ein verbessertes Psalmenbuch für den Kirchengesang gibt, wogegen sich der dortige konservative Schulmeister, ein Schnitzlisoner Bürger, wieder

verwahrte, sodaß dieser nun in seiner Heimatgemeinde den richtigen Platz findet. Dieser Sturm im Wasserglas um eines Bau willen ist über die Maßen köstlich und humorvoll erzählt, das kulturgeschichtliche Zeitgemälde mutet den Leser ungemein lebenswahr an; diese Menschen z. B.: der robuste Jakob Keller und seine Sippe und Anhänger, wie der Vogt Brunner mit den Seinen, der brave, Chronographie und ähnliche Liebhabereien treibende Pfarrer Hollenweger, der von Gemeinde wegen den „Muni“ halten muß, den er gern los wäre, der Weit und der Kirchengesänger sowie das Bertheli, das so rasch in den hellen Sachsen verliebt ist, der Landvogt, der Antistes — wahrlich, ich wüßte nicht, wie man sie lebendiger und plastischer vor uns hinstellen könnte. Und das alles wird in behaglicher epischer Breite erzählt, der Verfasser lächelt dabei ganz versteckt auf den Stoßzähnen, so, wenn er uns die erste Unterredung des Schneiders mit dem Pfarrer vorführt und dieser seine Schnörkelkunst produziert, auf die er stolzer ist als auf seine ganze Theologie oder gar den Gemeindestier, den er nicht loswerden kann. Und wie echt weiß Schwarz mitzuempfinden, wo einem schuldlosen Kind unrecht geschieht, und dennoch alle Sentimentalität zu vermeiden! — Fast noch nachhaltiger war bei mir der Eindruck bei der zweiten, in der Stadt Basel um das Ende des sechzehnten Jahrhunderts spielenden Erzählung „Der Abgott am Münster“, wo wir erfahren, wie die Liebe des Ratsherrensohnes Diebold Ryff zur Tochter des Antistes Dr. Grynaeus, der hübschen Irene, wegen des Streites um das Gemälde an der Münsteruhr, das der Maler Hans Bod ausgeführt, und des Jähzorns des streitbaren Antistes beinahe Schaden gelitten hätte. Denn der geistliche Herr kann es nicht dulden, daß Bod den „Abgott“ Saturn auf das christliche Gotteshaus malte, die vier Kardinaltugenden, wie Gott sie schuf, danebenstellte, wogegen die Ratsherren lediglich den Uhu entfernt haben wollten, der den Antistes besonders erbost hat. Hans Bod aber malt aus Rache nach einer im Zunfthaus durchzechten Samstagnacht dem Saturn den Kopf des würdigen Antistes und den nackten Kardinaltugenden die Häupter seiner Gattin und Töchter hin, was am Morgen bei den Kirchgängern je nach deren Geistesart oder Sinnesrichtung Aergernis oder Vergnügen auslöst. Und in der Kirche, da Grynaeus in der Predigt nochmals alle Register gegen die Malerei zieht und, ohne eine Ahnung von dem neuen Aergernis zu haben, zweimal den Gedanken äußert, der Meister Bod könnte ihn ja malen, seine Frau und Töchter, da bricht die Gemeinde in eine Heiterkeit aus, die sich der verblüffte Prediger nicht zu erklären weiß. Wer hier nicht herzhast mitlacht und doch den wackern Eiferer auf der

*) Basel, Frobenius N. G., 1918.

Ranzel versteht, muß schon ein Griesgram sein, und ganz famos weiß Schwarz gerade durch diese in beschaulicher Ausführlichkeit erzählte Szene das Glück des jungen Liebespaares zu retten, sodaß alles in Minne endet und doch so selbstverständlich und natürlich wie nur möglich ist. Hier ist ein geborener Dichter an der Arbeit gewesen, der mit köstlichem Humor begabt ist wie nicht allzu viele. Ich zähle dieses schöne Buch von Rudolf Schwarz zum Besten und Erfreulichsten, was der heurige Weihnachtsmarkt den weitesten Kreisen zu bieten hat.

Ein anderer Schriftsteller der Pfarrherr, der Zürcher William Wolfensberger, ist den Lesern der „Schweiz“ kein Unbekannter, und ich glaube, sie kennen seine starke poetische Begabung, die Gefühlstiefe seiner Werke, den Wirklichkeitsinn und die aufrichtige Religiosität, die besonders in seinen Gedichten oft ebenso formschönen wie prägnanten Ausdruck finden. In dem Büchlein „Religiöse Miniaturen“*) hat er in feinen Gleichnissen und kurzen Skizzen oft überaus trefflichere religiöse Stimmungsbilder entworfen, die in ihrer feinspointierten Form zugleich literarische Leserbissen darstellen. Die eingestreuten Gedichte, wovon ich einigen in dieser Zeitschrift schon begegnet zu sein glaube, stehen den Prosa-Stücken würdig zur Seite, und das Ganze macht einen harmonischen Eindruck, sodaß diese „weltlichen Andachten“ nicht nur für religiös gestimmte Seelen, sondern auch für den Literaturfreund eine erfreuliche Gabe sein dürften**).

Mit Interesse sah ich auf meinem Bücherstisch auch dieses Jahr wieder ein Bändchen des Berners Ulrich Amstutz, auf den ich nun schon mehrfach hinweisen durfte und dem ich diesmal mit besonderm Vergnügen den aufrichtigen Glückwunsch zu seiner sichtbaren Entwicklung ausdrücke. Es ist kein leuchtender Aufstieg, der sich in diesem Novellenbüchlein äußert, aber eine langsame, stetige Vervollkommenung im Stil, in der Komposition, in der Schönheit der Sprache, in der Zeichnung der Gestalten. „Jugenddrang“***) hat er die fünf in dem Buche vereinigten Novellen betitelt, und er er-

zählt die uralte Geschichte, die ewig neu bleibt, von jungen Menschen, die einander lieben und um anderer Menschen Einmischung, Neid, Mißgunst, Engherzigkeit, gesellschaftlicher Vorurteile willen traurig oder tragisch enden. Das ist so bei Antonio, dem heißblütigen, aber wackern Tessiner, und der Elsässerin Gabriele, bei Maria, der schönen verstoßenen Tessinerin, und dem Mailänder Architekten Manfredo, der aber später an der Tochter gutmacht, was er um der elterlichen Vorurteile willen an der Mutter verbrochen, und — verspäteter Jugenddrang ist es auch beim „roten Schloßer“ Benz in Bern, der nach der jungen Italienerin gehegt, aber als gefetzter Mann nach bitteren Erfahrungen mit den lieben Mitbürgern verzichtet und bei einer Feuersbrunst seinen Tod findet*). Von Jugenddrang anderer Art erzählen die beiden Bubengeschichten „Kapitän Fuchser Friß“ und „Jaköbli“, zwei allerliebste Erzählungen, worin die kindliche Seele in ihren Sehnsüchten und Wünschen und ihrer schaffenden Phantasie so fein und fesselnd zur Darstellung kommen, daß man wirklich seine helle Freude daran haben kann. Die Sprache, die Erzählungsart Amstutz' haben etwas Vorwärtsdrängendes, halten in Atem, und er versteht es ohne allzuviel Worte und lange Dialoge psychologisch folgerichtig eins aus dem andern werden zu lassen, sodaß wir gegen die Lebenswahrheit der Ereignisse und Gestalten nichts einzuwenden haben. Diese neue Sammlung ist, für mich wenigstens, ein Zeichen, daß der junge Dichter fleißig und sorgfältig an sich selber arbeitet und in sicherem Aufstieg einem Höhepunkt seines Könnens zustrebt. Temperament und Leidenschaften versteht er mit fast virtuoser Fertigkeit darzustellen; so wirken der Dolchstoß Antonios und der Messerstich jener armen Maria durchaus lebenswahrlich und haben nicht das geringste Theatralische an sich, was gerade die etwas schwerflüssigen Schweizer nicht immer zu vermeiden wissen. Kurz — ich wiederhole, was ich schon früher bei Büchern von Amstutz freudig gesagt habe — hier steckt Talent und entwickelt sich ein guter, gestaltungskräftiger Erzähler von starkem Sprach- und Stilgefühl.

*) Hellbronn, Eugen Salzer, 1917.

**) Eben trifft bei uns die schmerzliche Kunde ein vom Hinschied dieses reichbegabten, von heiligem Feuer erfüllten Pfarrers und Dichters. A. d. R.

***) Bern, A. Francke, 1918.

*) Unsere Leser kennen die Novelle, unter dem Titel „Der Schloßer Uri“ Jg. XVIII 1914, 399 ff. 430 ff. 471 ff. erschienen. A. d. R.

Geheime Ströme

Sieh, die Sterne glühen heller,
Heißer geht dein Puls und schneller,
Fester preßt dich meine Hand.

Fühlst du's nicht wie Ströme brausen,
Fühlst, mit Jubeln und mit Grausen
Nicht ein heilig flutend Band?

Aus der Höhe strömt es nieder,
Fährt durch meine — deine Glieder
Und enttauscht ins Sternenland!

Robert Faesi, Zürich.